

(Nachdruck verboten.)

## Der Kuppelhof.

Roman von Alfred Bock.

Der Dohheimer las viel in seinem Andachtsbuch, zumeist die Gebete für Kranke. Er wußte, daß der Tod zu seinen Häupten stand, und er fürchtete ihn nicht. Lieber sterben, als so jammervoll daliegen und seinen Leuten zur Last fallen. Jeden Augenblick konnte der Sensenmann die "Wonne" schwingen. Wenn er's nur kurz machte. Was danach kam, blieb Gott überlassen. In der gleichen Stube, ja in dem gleichen Bette hatte auch die Bäuerin ihre Tage beschloffen. Während ihrer Krankheit war die Teilnahme allgemein gewesen, und bis in den Abend hinein hatte die Stubentür nicht stillgestanden. Wer besuchte ihn? Der Säuhirtekarl, der alte Wickelmeier, manchmal der Wäckerphilipp. Sonst ließ sich niemand blicken. Sie hatten ihn "von ausgestrichen. Der Matz war der Herr auf dem Hofe. Nun, wer nicht kam, der blieb eben weg. Er grollte keinem deshalb. Er hatte mit allen in Frieden gelebt und wollte in Frieden mit allen sterben. Hatte er wirklich mit allen in Frieden gelebt? Streng genommen, nein. Da war der Karges — was Teufel ging ihn der schlechte Kerl an? Der zählte nicht mit. Stät, stät! Der Karges war sozusagen doch auch ein Mensch. Und was für einer! Nicht wert, daß ihn die Sonne beschien. Ganz recht, aber doch ein Mensch, von Gott geschaffen mit Leib und Seele, mit allen Gliedern und allen Sinnen. Und stand geschrieben: „Lieben Brüder, so ein Mensch etwa von einem Fehl übereilt wird, so helfst ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geist.“ Und stand weiter geschrieben: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, und bittet für die, so euch beleidigen.“ Gewiß, das alles hatte der Herrgott durch den Mund des Heilands den Menschen verkündigen lassen. Aber wer tat danach? Er kannte eifrige Kirchengänger, die jahrlang miteinander prozeßierten und bis aufs Messer kämpften. Im Dorf waren die Brüder Schweifard, die keinen Gottesdienst versäumten und sich als Todfeinde mit haßerfüllten Blicken maßten. Freilich, sich kirchlich nennen und nicht nach den Geboten der Kirche handeln, das war Widersinn, mehr noch, das war Heuchelei. Ein bißchen traf ihn der Vorwurf auch. Das bewies sein Verhalten gegen den Karges. Wenn auch. Der Herrgott befohl, Born und Galle gegen den Nächsten zu unterdrücken, seine Fehler und Argheiten mit Geduld zu ertragen und ihn zur Umkehr zu vermahnen. Hatte er so beim Karges getan? Mit nichten. Wie die neue Kirche eingeweicht worden war, hatte der Pfarrer Koch aus Grünberg die Predigt gehalten. Eine Stelle darin hatte gelautet, man solle in jedem Menschen das Gute suchen, denn im Grunde sei keiner so schlecht, daß nicht doch etwas Gutes in ihm stecke. Das galt auch für den Karges. Sapperment, daß er jetzt erst zu der Erkenntnis kam. Ja, wenn man sich anschickte, vor dem Herrgott seinem Richterstuhl zu erscheinen, schnappten einem die Augen auf. Droben im Himmel sollte es nicht heißen, daß er hartköpfig, gar unchristlich gewesen sei. Es kostete ihn ja eine große Ueberwindung, allein sein Entschluß stand fest: wenn der Karges den Weg zu ihm nicht schente, würde er ihm die Hand zur Versöhnung bieten. —

Er überlegte, wer wohl das Mittleramt übernehmen könne. Am besten dünkte ihm die Mariann. Der gab er seine Absicht kund und schickte sie zu ihrem Schwiegervater. Sie brachte den Bescheid, der Karges sei in Wahlangelegenheiten verreist und kehre erst in einigen Tagen zurück.

„Ich hab' Sorg, dann is es zu spät,“ sagte der Dohheimer enttäuscht und fügte hinzu: „No, da hat he wenigstens meinen guten Willen gesehen und unser Herrgott auch.“

„Sprecht doch net eso,“ wollte ihn die Mariann ermutigen. „Ihr werdt wieder gesund.“

Er schüttelte den Kopf.

„Nee, nee. Wie's mich allerweil überfallen hat, läßt's mich net wieder los. Und is es dann so schlimm? Den Weg müssen wir all emal gehen.“

Er sann eine Weile vor sich hin, darauf fragte er: „Wo is der Matz?“

„Ich glaub, he is in die Stadt gemacht,“ erwiderte die Mariann. „Morn is Walbersmarkt.“

„Sagt he Dir dann net, wann er fortmacht?“

„Nee.“

„Krad auch! Das hätt ich net gedacht.“

„Ja, Vater, wenn he nix sagt, ich kann ihn doch net dezu zwingen.“

Es war das erste Mal, daß der Dohheimer das Verhältnis seiner Tochter zu ihrem Mann berührte. Er hatte längst gemerkt, daß da nicht alles in Ordnung war, aber er hatte sich geflissentlich jeder Einmischung enthalten. Das rieb sich so lang, bis es zusammenwuchs, und die trübsten Morgen gaben die hellsten Tage. Und doch war ihm nicht wohl bei der Sache. Die Mariann war von Natur überspannt. Damit mußte man immer rechnen. Rahm's der Matz einmal scharf mit ihr, war sie imstand, einen dummen Streich zu begehen. Vor ihm als ihren Vater hatte sie Respekt. Bevor er die Reise ins Himmelreich antrat, wollte er seine Schuldigkeit tun und ihr „verdeutschten“, wie er über ihre Ehe schätzte.

„Meiner Sicks,“ sagte er, „ich sein keine drei Schr'it weit aus'm Haus gängen, daß Deine Mutter net gewußt hat, wohin. Ich schätz, Du verstehst net mit Deinem Mann umzugehen, sonst wär he net so stöbig.“

Der ungerechte Vorwurf trieb ihr das Blut ins Gesicht. All die Zeit her hatte sie geschwiegen, nun bro's wie ein Strom aus ihr hervor, und sie erging sich in bitteren Klagen über den Matz. Hatte dieser es zuerst darauf abgesehen, ihr allen Einfluß auf die Wirtschaftsführung zu nehmen, so „stumpfierte“ er sie jetzt und tat, als sei sie dem Herrgott sein Garnichts. Früher war sie ihres Vaters rechte Hand gewesen, jetzt kam sie sich ganz überflüssig vor. Wenn sie dem Hof den Rücken kehrte — und dahin brachte sie der Matz — krähte kein Hahn nach ihr.

Der Dohheimer war höchlich betroffen. Seinem Bedünken nach waren es bloß laute Worte, Reibereien, die die jungen Eheleute entzweiten. Daß der Mariann von ihrem Mann eine so verächtliche Behandlung widerfuhr, hatte er sich nicht träumen lassen. Möchte sie in ihrer Empfindlichkeit auch manches übertreiben, es blieb doch noch genug, was sie nicht aus den Fingern „suggeln“ konnte. Seine Tochter in der Bedrängung zu sehen, war ihm bei Gott nicht einerlei. War's nicht schriftlich gemacht, daß sie die gleichen Rechte hatte wie der Matz? Ja, das Papier war geduldig. Der Matz war einer von denen, die niemand neben sich aufkommen ließen, nicht einmal die eigene Frau. Daß er den Hof auf der Höhe hielt, daran war nicht zu rütteln. Da verdiente er alles Lob. Ihm wegen der Mariann ins Gewissen zu reden, war vergebene Mühe, denn er hatte ein hart Gemüt und gab nicht „haardid“ nach. Wenn er, der Dohheimer, ins Feuer blies, flogen der Mariann die Funken in die Augen. Sich auf ihre Seite stellen, hieß ihr geradezu schaden. Sie mußte sich halt in ihren Mann schicken. Eh daß er weichmütig wurde und sich verschnappte, wollte er ein Machtwort sprechen um des lieben Friedens willen.

„Der Matz mag sein, wer er will,“ entgegnete er auf den leidenschaftlichen Erguß der Mariann, „he is und bleibt der Mann, wie's in der Bibel steht: ihr Weiber sollt Euren Männern untertan sein. Dadenach richt Dich! Eh mit dem Fortlaufen, was ist denn das für Geplätz? Ich sein ein sterbenskranker Mann und laß Dich als mein einzig Kind zurück. Das sag ich Dir: machst Du mir Zwerchheiten und bringst un' Hof ins Gespreng, müßt ich Dich unter der Erd noch verwünschen!“

Die Mariann wehte es wie Eisluft an. Das also war ihres Vaters Herzensmeinung, das war sein Trost, sein Mitgefühl! Und droben im Himmel der Herrgott befohl: Du sollst Deinen Vater als meinen Stellvertreter ansehen, sollst ihn hoch und teuer achten, sollst es mit Wort und Tat beweisen. Jesus, daß ihr der Kopf nicht zersprang!

„Ihr könnt ganz ruhig sein,“ sagte sie tonlos, „ich mach keine Zwerchheiten und bring den Hof net ins Gespreng.“

Sie ging hinaus. Als sie nach einem Viertelstündchen mit der Abendsuppe für den Vater wieder hereinkam, war der

\*) Walpurgismarkt.

Kranke eingeschlafen. Sie setzte den Teller auf den Ofen und trat ans Fenster.

Auf der Gasse herrschte reges Leben, denn es war Walpurgisabend. Kleine Mädchen, mit bunten Papiermützen und Papierstreifen aufgeputzt, liefen vorbei, „Walpermännchen“ sprangen hinterher. Die Burschen schmückten die Brunnen mit Birkenreisern. Bedächtige Männer malten mit Kreide drei Kreuze an die Türen der Bohnhäuser und Ställe, damit die Hexen bei ihrer Rückkehr vom Blocksberg Menschen und Vieh nicht schaden konnten. Der alte Widelmeier, dessen Haus an einem Kreuzweg stand, steckte drei Holunderzweige auf den Mist. Die Weiber brachten die Besen in Sicherheit und erzählten sich Hexengeschichten. Alle verspürten erschauernd das geheimnisvolle Weben der Walpurgisnacht. —

Just schlug's zehn, als der Dohheimer aus unruhigem Schlaf erwachte und über Beengtheit klagte. Dazu gesellte sich ein Reizen in der Brust. Das wurde so schlimm, daß er aus dem Bett sprang und nicht zu bewegen war, sich wieder niederzuliegen. Die Mariann machte ihm auf dem Sessel ein Lager zurecht. Dorthin schleppte er sich. Sein Gesicht war mit kaltem Schweiß bedeckt, seine Schläfen waren eingefallen.

„Auf'm Bett liegt das Andachtsbuch,“ sagte er kurzatmig mit erschütterlicher Anstrengung. „Wo's Zeichen is, les.“

Die Mariann nahm das Buch, setzte sich zu ihm und las. Während sie las, hatte der Dohheimer ein paar mal ge-seufzt. Nun schaute sie auf. Sein Unterkiefer war herabgesunken, seine Augen starrten sie glanzlos an.

Sie sprang auf.

„Vater, was is Euch?“

Er antwortete nicht. Da beugte sie sich über ihn und sah, er war tot. —

18.

Während der Zacharias Allendörfer nach dem Ehrenamt des Volksvertreters trachtete und in den Wählerversammlungen des Bezirks vom Wanderredner des Bauernvereins als ein Mann von altem Schrot und Korn, von deutscher Biederkeit und streng rechtlichem Lebenswandel gepriesen wurde, saß sein Sohn der Mas, als Landwirt fest im Sattel. Seine Bodenbearbeitung war muster-gültig, sein Viehbestand war weitaus der größte im Dorf. Er beschränkte sich nicht auf die Zucht, er kaufte auch frischemelkende Tiere, um sie reichlich gefüttert wieder zu veräußern. Die Viehhaltung bildete seine wichtigste Einnahmequelle. Es war ein Triumph für ihn, als der Bürgermeister, der für einen großen Reichtum galt, ihn im „Pflug“ vor allen Leuten herausstrich und sagte: „Wann einer sein Werk im Zug hat, is es dem Dohheimer sein Aere.“ Der ruht net und hat eine gewichtige Mas. Gut ab vor dem Allendörfermas!

Das Verhältnis zu seiner Frau gestaltete sich von Tag zu Tag schlechter. Ihre empfindsame Art war ihm ein Greuel, vor allem wurmte ihn, daß seine Hoffnung auf Nachkommenschaft sich immer noch nicht erfüllte. Er sah seinen Besitz nicht mehren, aber er wollte auch wissen, für wen er sich plagte.

Solange sein Schwiegervater lebte, hatte er sich in seinem Benehmen gegen die Mariann immerhin noch einen Zwang auferlegt, nun der Alte gestorben war, ließ er seiner rüden Natur freien Lauf, und seine Roheit kannte keine Grenzen.

Zu Boden gedrückt und zur Untätigkeit gezwungen, saß die Mariann, die letzte der Dohheimer, auf ihres Vaters Gut, und ihr jammervolles Leben führte immer tiefer hinab. —

Johanni war's, daß sie vom Totenacker kommend bei sinkendem Tag dem Dorf zuschritt. In der Trauerkleidung, die sie trug, machte sich die Blässe ihres Gesichtes doppelt bemerkbar. Am Rödelershang saßen zwei Mädchen. Die saßen:

„Ach, wie bin ich so verlassen  
Auf der Welt von jedermann  
Gehe einsam durch die Gassen,  
Niemand nimmt sich meiner an.

Vater, Mutter sind geschieden,  
Durch den Tod von mir getrennt,  
Sie genießen Himmelsfrieden,  
Ich leb traurig in der Welt.

Ach, wie dunkel sind die Mauern,  
Und wie sind die Ketten schwer,  
Gott, wie lange wird es dauern,  
Hier ist keine Rettung mehr.“

Die schwermütige Weise war ihr wohlbekannt. Leise sang sie den letzten Vers mit:

\*) Schwiegerjohn.

„Wenn ich auf dem Kirchhof liege  
In dem stillen Kämmerlein,  
Pflanzet mir auf meinem Grabe  
Rosen und Bergknightmeim.“ —

Tagüber hatte sich die Sonne verborgen gehalten, jetzt am Abend trat sie in vollem Glanz hervor, um gleich darauf hinter den Basaltblöcken des Geißelsteins zu verschwinden. Den Himmel aber überflamnte eine rote Glut, die ihren Schein auf die Landschaft warf.

„Man meint, 's tät wo brennen,“ sagte der Säuhirtelkarl, der vor seiner Behausung stand, als die Mariann vorüberging.

In der Lohmühlsgasse kam ihr der alte Widelmeier entgegen.

„Ich such Dich wie eine Stednadel,“ rief er.

„Ja, was is?“ fragte sie erwartungsvoll.

Er dämpfte seine Stimme.

„Der Fried is da!“

„Der Fried!“ schrie sie auf. „Ei Du allmächtiger Gott!“

„Ja. Ich hab's ihm gesagt, daß Du ihn noch emal sprechen wollst. Das freut ihn sehr. Ge hat erst gedenkt, er könnt Dich so zufällig in meinem Hausi treffen. Ree, hab ich gesagt. Meine Frau tut an den Zufall net glauben. Und kann nix bei sich behalten. Dernach is der Spitalfel fertig. Das hat he auch eingesehen und hat gesagt, er wär für alle Fäll heut abend am Lindgesborn. Im Dorf dürft Ihr Euch net sehn lassen. Du weißt, wie's is mit dem Geträtsch. Ez mach's, wie Du willst.“

Also sprach er und entfernte sich so rasch, als es seine gichtischen Beine erlaubten. —

Seit Monaten hatte sie auf den Moment gepaft, daß der Alte erscheinen und ihr zuraunen würde: „Der Fried is da!“ Nun war er wirklich gekommen. Ihr ganzes Herz flog ihm entgegen. Und doch, der Gedanke an den Gang zum Lindgesborn beunruhigte sie. Wenn der Mas erfuhr, daß sie ihrem alten Schatz ein Stelldichein gab, halbtot schlug er sie. Zu langem Zaudern war keine Zeit. Was tun? Ja, konnte sie denn auch nur einen Augenblick im Zweifel sein? Der Fried war da, der Fried! Mochte kommen, was da wollte, für den Fried war ihr kein Opfer zu groß. —

Sie eilte heim. Der Knecht war eben dabei dem Vieh die Tränke zu geben. Der Bauer, berichtete er, sei mit dem Bäckerphilipp nach Ulrichstein aefahren und kehre erst am andern Tage zurück. Sie atmete auf.

In ihrer Kammer zog sie sich ein besseren „Muzen“ an und band sich ein feines Tuch um den Kopf. Für den Fried mußte sie sich doch ein bißchen putzen.

Glock neun war sie auf dem Saibacher Weg. Von da bis zum Lindgesborn war's nur einen Büchenschuß weit. In der großen Stille, die sie umgab, hörte sie nur das laute Pochen ihres Herzens. Jetzt noch ein paar Schritte. Auf der Steinbank saß wer.

Fried, Fried!

Er sprang auf. Eben noch hatte er sich in seiner Phantasie die Freude des Wiedersehens ausgemalt. Umbalsten wollte er die Heißgeliebte, ihr Gesicht mit seinen Klüssen bedecken. Nun, da sie in ihrem schwarzen Gewand bleich und verhärtet vor ihm stand, trat ihm das Wasser in die Augen. Und er ergriff ihre Hand und stammelte: „Das is aber recht, daß Du kommen bist.“

„Das mußt ich doch, Fried,“ sagte sie in atemloser Erregung.

„Du hast viel durchgemacht?“ fragte er voll Mitgefühl.

Sie senkte den Kopf.

„Das weiß Gott!“

„In so einem Jahr kann viel passieren.“

„Ja, Fried, mehr als eins tragen kann.“

Er zog sie neben sich auf die Bank.

„Denk emal an, den Tag, wo Dein Vater selig gestorben is, sein ich in einer schrecklichen Unruh geweest. Und wußt von nix.“

„Das is sonderbar.“

„Was hat ihm dann eigentlich gefehlt?“

„Ge hat's erst auf'm Magen gehabt. Das hat sich dernach aufs Herz geschlagen. Acht Tag vor seinem Tod frag er Rosenbluten. Und fiel ein Tropfen auf seine Hand. Da wußt ich's: nu geht's zu End.“

„Hat he dann noch viel gelitten?“

„Ja, he hat viel aushalten müssen, aber delegt is er ruhig eingeschlafen.“

„'s scheint, Du hast Dir bei dere Wartung zu viel zugemut.“

„Du meinst, weil ich so abgezehrt sein?“ sagte sie erötend. „Das hat dademit nix zu tun.“

Eine Weile schwiegen sie, dann hob sie wieder an: „Du schwächst als von mir, Fried. Schwäch doch einmal von Dir. Also morn soll's fortgehn?“

„Ja,“ versetzte er, „morn früh um vier.“

„Gelle, Du machst ins Bayerische?“

„Nach Aschaffenburg.“

„Is dann das über Frankfurt enaus?“

„Noch zehn Stund.“

„U, wie weit!“

„Mir noch net weit genug,“ sagte er mit schmerzgefüllter Stimme. „Ich hab mich ja lang degegen gestraußt, ich wollt net fort, aber ich sehn's ein: 's is de Best so für mich. Ich werd hier die schweren Gedanken net los. Oftmalig, wann ich bei der Arbeit sitz, hör ich's rufen: Fried! Fried! Und mein, Du wärst da. Und renn vor die Tür. In der Werkstatt kann sich das keins net erklären, und sie haben ihren Uz mit mir. Und nachts erst die Träum, die fürchterlichen Träum! Morgens sein ich gerad wie zerschlagen. Gud, Mariann, seit mir's der alt Videlmeier verzählt hat, wie's Dein Mann Dir macht, sein ich in einer Angst um Dich. Und daß mich's so hin und her reißt, das halt ich net aus. Ich bin schier krank. Und dessentwegen muß ich fort. Ich bleib auch net in Aschaffenburg. Ich mach weiter erunter ins Oesterreichische, durchs Gebirg durch bis ans Meer. Da soll ein Spital sein, daß man sein eigen Wort net versteht. Das paßt mir so recht. Selt, hoff ich, hör ich Dich net mehr rufen. Und krieg Ruh.“

Sie sah ihn mit leuchtenden Augen an.

„Fried, lieber Fried! Mir geht's aktrat wie Dir. Ob's in der Fruh is oder spat, ich hab kein andern Gedanken wie Dich. Gud, daß ich so ein Behaltstkopf hab, das is mein Glück in meinem Unglück. Von selbimal her, wo wir zwei klein waren, bis daß wir richtig miteinander gangen sein, is mir nix entschnappt. Und wann mir's so recht schwol is, tun ich mir vorstellen, wie schön das war. Der Maß mag noch so börsartig gegen mich sein, über meine Gedanken hat he keine Gewalt. 's is ja schlimm, daß alles so kommen is, aber unser Herrgott hat's net anders gewollt. Und mit dem pernern“) kann ich net.“

„Du arm Tier!“ sagte der Fried und legte seinen Arm um ihren Hals.

„Gell,“ sprach sie treuherzig, „wir wollen uns eh die Stund net vergällen. Ich sein ja so froh, daß ich Dich noch einmal bei mir hab! Is das net kurios? Wie ich diesen Abend beim Säuhirtekarl vorbeigangen sein, saß dem seine Minz“) auf'm Fensterbrett und tat sich puken. Das bedeut doch Besuch. Und eh is er da. Fried, lieber Fried! Gud, wann der alt Videlmeier aus der Stadt kommen is, hab ich als auf ihn gelurt. Von dem weiß ich auch, wie tüchtig Du in Deinem Handwerk bist, und daß Du viel Geld verdienst. Dir kann's doch net fehlen. Die Spanner im Dorf, die ihren Spott mit Dir getrieben haben, lachst Du delegt aus. Gedenk Dir's noch, wie der Lehrer Reiz gemeint hat, Du müßt Kaufmann lernen oder Lehrer?“

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

a. Der Stab im mittelalterlichen Gerichtswesen. Das mittelalterliche Gerichtswesen war an eine Menge heute überwundener und vergessener Formalitäten gebunden. Gerichtsort, Zeit, Art der Hegung, alles dies geschah nach uralten, meist noch von den heidnischen Germanen überkommenen Gebräuchen. Eine nicht geringe Rolle spielte bei diesen Vorgängen der Gerichtsstab. Dieser erscheint dabei als Vertreter der höchsten Rechtsgewalt, und zwar als politisches Rechtssymbol, als Hoheitszeichen, neben welchem das Schwert nur als spezielle Vertretung des Blutbannes auftritt. Ohne den Stab durfte kein Gericht gehalten werden. Zu Beginn einer jeden richterlichen Handlung, zur Hegung des Gerichts hebt der Richter seinen Stab. Nach alter Rechtsitte durfte der Stab von dem Richter vor dem Schluß des Gerichts niemals niedergelegt werden, sollte die Rechtskraft der Lagung nicht gefährdet werden. Selbst der Vorrichter mußte den Stab wenigstens bis nach vollzogener Hegung in die Höhe halten. Wohl aber war das Aufhängen des Stabes während der Sitzung gestattet, weshalb der Stab oft mit einer Krümmung oder Gabelung versehen war, nach Art der alten Bischofs- und Hirtenstäbe.

Mit dem Stab gebot der Richter den Bann und den Frieden,

\*) zanken.

\*\*) Raße.

und nunmehr war innerhalb des Gerichtsrings tiefstes Stillschweigen bei hoher Strafe Pflicht. Wurde doch sogar jedes Nauspern, Gähnen, Husten und jedes Abwehren von Fliegen und Insekten als Ungebühr vor Gericht gebüßt.

Der Stab war jedenfalls ein uraltes Rechts- und Machtssymbol der germanischen Völker. Vermutlich trugen schon die heidnischen Priester Stäbe zum Zeichen ihrer Gewalt, ebenso wie die altgermanischen Könige, die Hirten und die Volksältesten. Von hier aus wurde der Stab in das spätere deutsche Gerichtswesen mit hinübergenommen. Denn schon in einem Chilperischen Edikte wurde geboten, kein Gelöbniß und kein rechiliche? Versprechen ohne Stab abzugeben. Daher sprach das Mittelalter auch von „gestabten Eiden“, und Uebergabe oder Uebersendung eines Stabes galt als eidliches Versprechen. Als im Jahre 1007 der Bischof von Würzburg das dem König Heinrich II. gegebene Versprechen, in die Errichtung des Bistums Bamberg zu willigen, nicht halten wollte, überführte ihn der König des Wortbruchs durch Vorlegung des bei der Abgabe des Versprechens erhaltenen Stabes. In dem gleichen Sinne heißt es in dem alten Luzerner Stadtrechte, Art. 98: „Wir setzen voraus, daß wenn ein Schuldner von seinem Gläubiger außerhalb des Gerichts um seine Schuld angeprochen wird um Bezahlung zu einem bestimmten Ziel, und er oder sie versprechen eine solche an den Stab, oder aber im Gerichte giebt einer oder eine ein Versprechen an den Stab, wolle einer oder eine ein solches nicht halten, der soll gehalten und gestraft werden, „als ob sy ir truw an eids statt geben und die gebrochen hätten“, und soll man sie in den Turm werfen und solange liegen lassen“ usw.

Als Vertreter der zivilen Rechtsgewalt fehlt daher der Stab in den alten Weistümern und bei den wichtigsten Vorgängen des Hofrechtes nicht. „Dy weil der Richter mit gewaltigem Stab an der schann sitz“ beginnt ein oberösterreichisches Weistum. Und im Weistum von Hengsweiler 1584 heißt es, „wenn auch ein Untermeier oder Schöff mit Tode abging, so soll der Dinghofherr einen anderen aus den gemeinen Subern an des Verstorbenen statt wählen. Derjenige, der erwählt wird, der soll dem Stab gehoriam sein.“

Einem jeden gegen das Gesetz Wiederpenstigen schied der Richter wohl auch das „Stäbl“, um ihn an den Gehoriam zu mahnen, ehe er gegen ihn einschreitet. Im damaligen Zivilprozeße hatte der Stab als Kerbholz dieselbe Beweisraft, wie nur je heutzutage die bestgeführtesten Geschäftsbücher.

Neben dem Schwert, dem Strid, dem Beil und Schlägel erscheint der Stab auch regelmäßig im Kriminalprozeß. Mit dem Stabe wurde vom Richter auch das Blutgericht gehegt. Der Träger des Stabes erscheint als Blutrichter. So wurde 1732 der Bürgermeister von Emmendingen durch Uebergabe des Gerichtsstabes durch den Landtschreiber zum außerordentlichen Blutrichter ernannt.

Und hier beim Abschluß des Blutgerichtes erhält der Stab eine furchtbare Bedeutung für den unglücklichen Missetäter und wird zum erschütternden Rechtssymbol. Durch den Bruch des Stabes wird der zum Tode Verurteilte endgültig aus den Reihen der Lebenden gestrichen. Er hat mit dem Gerichtsstab fortan nichts mehr zu tun, für ihn hat dieser jede Bedeutung verloren, ist nicht mehr vorhanden. So lange der Stab nicht über dem Verurteilten gebrochen, konnte dieser noch auf Gnade rechnen. Brach aber der Stab, und wurden die Stücke dem „armen Menschen“ vor die Füße geworfen, dann wurden die grausamen Worte wahr, die der mittelalterliche Richter dabei zu dem Unglücklichen sprach: „so gewiß als dieser Stab gebrochen, so gewiß wirst Du heute des Todes sterben, hier bei uns Menschen ist keine Gnade, bei Gott ist Gnade.“

Ausnahmsweise erfolgte der Stabbruch wohl erst nach erfolgter Hinrichtung. So in der Daboser Blutgerichtsordnung von 1652. Hier zieht der Richter nach gesprochenem Urteile mit dem Stab in der Hand voran zum Hochgericht. Nach dem Urteilsvollzug fragt der Richter den Umstand: „Dab ich am heutigen Tage gerichtet nach kaiserlichen Rechten und nach unserm Lande wohlangestellten Gebräuchen?“, und nach erhaltener Antwort „ob es nun Feyerabend?“ Erst hierauf bricht er den Stab, wohl zum Zeichen, daß derselbe nunmehr keinen Zweck mehr habe, und zieht mit dem Umstande heim. —

## Kunst.

e. s. Der Kunstsalon Gurlitt bietet einer neuen „Verbindung bildender Künstlerinnen“ Unterkunft. Es gehören ihr Berliner und Münchener Künstlerinnen an. Diese Vereinigung der Kräfte ist von Vorteil, es wird dadurch der Einseitigkeit vorgebeugt. Es ist auch gut, daß die Künstlerinnen danach streben, sich selbst zu vertreten, selbst ihr Recht zu wagen. Sie gelten sonst immer als Anhängel und nur der Zufall oder Begünstigung verschafft ihnen jeweils Zutritt zu den großen Ausstellungen. Das führt dazu, daß diejenigen, die nach Aufnahme streben, sich bestreuen, die Sprache derer zu reden, deren Gastfreundschaft sie beanspruchen, d. h. so zu reden, wie man es in der betreffenden Vereinigung gern sieht. Wenn aber schon der Künstlerbund z. B. nur zirla einem Drittel seiner Mitglieder Ausstellungsgelegenheit geben kann, so ist es erklärlich, wenn Frauen nur in den seltensten Fällen dort zur Ausstellung kommen.

Im allgemeinen macht man hier folgende Beobachtungen. Es ist kein schlechtes Bild da. Das unterscheidet die Ausstellung wesentlich von den sonstigen Frauenveranstaltungen. Es wird dazu beitragen, der Frauenarbeit Achtung entgegenzubringen und jenes mitleidige Wohlwollen, das die meisten noch der künstlerischen Arbeit wie der Betätigung der Frau überhaupt entgegenbringen,

zu beseitigen. Andererseits aber muß gesagt werden, daß allzusehr die Tendenz der Anpassung an geltende Moderichtungen gepflegt wird. Es gilt noch einen Schritt weiter zu tun. Wir wollen nicht Bilder sehen, die nach den Manieren bestimmter Künstler gemalt sind, so daß man das Atelier nennen kann, in dem die Malerin gelernt hat oder noch jetzt Stunden nimmt. Die wahre Selbständigkeit der Frauenkunst besteht darin, daß sie anders ist, als Männerkunst. Wie, das soll uns eben die Ausstellung zeigen.

Manche dieser Künstlerinnen sind in Paris gewesen und haben von da die äußerlich geschickte, ein wenig freche und doch im Grunde um der Nachahmung willen so pedantische Gebärde des Auftretens mitgebracht. Andere arbeiten in Münchener oder Dachauer Ateliers und man erkennt die Handschrift des Vorbilds. Andere nehmen sich, obgleich sie früher pariserisch farbig malten, nun wieder die eleganten englischen Porträtsitten, die in den letzten Jahren vorteilhaft bekannt wurden, zum Muster und malen geschmackvoll gestimmte, aber ein wenig fade und süßliche Porträts. Am deutlichsten schimmert der Einfluß durch, wenn die Künstlerinnen, wie es bei einigen der Fall ist, an Künstler von Ruf verkehrten sind und nun täuschend genau so malen, wie diese.

Dieses allgemeine Urteil soll nicht absprechend sein. Es soll nur den Blick auf das Wesentliche lenken. Diese allzu geschmeidige Anlehnung (die den Frauen nicht eigentümlich ist, die sie mit einer Unzahl von männlichen Kollegen teilen), darf nicht das Persönliche unterdrücken. Wir sehen hier viel Talent, aber wenig Eigenes. Es ist aber auch vorhanden. Wir sehen es vornehmlich in einigen Stillleben, Landschaften und graphischen Arbeiten, in denen neben einer erfrischend ehrlichen Sachlichkeit und Gründlichkeit im Technischen eigene Auffassung und Anschauung sich bemerkbar macht. Die Arbeiten dieser Künstlerinnen sehen vielleicht zuerst zurück, weil sie nicht so viel Pose haben wie die anderen, aber sie üben nachhaltigere Wirkung und zeigen eine besondere, charakteristische künstlerische Physiognomie. —

### Volkstunde.

— Die Urheimat der Siebenbürger Deutschen. Wir lesen in der „Köln. Ztg.“: Der Verein für Siebenbürgische Landeskunde veröffentlicht im jüngsten Bande seines „Archivs“ ein vergleichendes Wörterbuch der Rösner (Siebenbürgischen) und der moselfränkisch-luxemburgischen Mundart nebst einem Siebenbürgisch-niederdeutschen Orts- und Familiennamen-Verzeichnis. Der Verfasser des Werkes, der Direktor der Gymnasialprofessur Dr. Gustav Risch, der sein ganzes Leben den Sprachwissenschaftlichen Studien gewidmet hat, die auf die Frage der Herkunft der sogenannten „Sachsen“ in Siebenbürgen ein Licht werfen können, hat bereits früher mit seinen Versuchen, auf Grund mundartlicher Beobachtungen die Urheimat der Siebenbürger Deutschen genau zu bestimmen, bemerkenswerte Erfolge erzielt, und das jetzt veröffentlichte Werk beseitigt wohl auch die letzten Zweifel darüber, daß als der Stammort der Siebenbürger Deutschen das sogenannte moselfränkische Sprachgebiet, insbesondere Luxemburg, zu betrachten sei. Es zeigt sich, daß nicht nur die Lautlehre und das Wörterbuch der Siebenbürgisch-sächsischen und der moselfränkisch-luxemburgischen Mundarten fast ganz übereinstimmen, sondern daß auch die Siebenbürgisch-sächsischen Ortsnamen, soweit sie überhaupt deutsches Sprachgut und nicht etwa bloß Umbildungen altslawischer, rumänischer oder magyarischer Namen sind, in ihrer dialektischen Form unbedingt alles, aus der Urheimat mitgebrachtes Sprachgut sind. Die Ortsbezeichnungen Fred, Schint, Scheuren, Amesch, Trappen, Minnarten, Bongard, Kirsch und zahllose andere kommen in Siebenbürgen ebenso vor wie in der Rhein- und Moselgegend. Auch von den Siebenbürgischen Familiennamen lassen sich die meisten im westmitteldeutschen Sprachgebiet wiederfinden, wie Gurs, Deppner, Zirbes, Henkel, Risch und andere, und es ist für die Herkunftfrage bezeichnend, daß in Siebenbürgen auch der Name Effler (d. h. Effler) vorkommt, der deutlich auf die Eisfeldebene als auf den Abstammungsort der Siebenbürger hinweist. Daß die Siebenbürger Deutschen aus der Moselgegend stammen und nicht, wie man früher annahm, aus Sachsen oder Flandern, das wurde schon 1769 vom Geographen de Teller, einem Luxemburger, beobachtet. Wie er von seinen Reisen in Siebenbürgen berichtet, sagt er u. a. folgendes: „Die Sachsen in Bistritz und seiner Umgebung in Siebenbürgen sprechen Deutsch, aber ihre eigentliche Sprache ist das Deutsch, das man in Luxemburg spricht. Das Erstaunen der Sachsen, als wir die Identität der beiden Sprachen entdeckten, war ebenso groß, wie das meinige. Das Naturell, der Ton und die Manieren dieser Sachsen sind die der Luxemburger.“ Diese Beobachtung wurde jedoch nicht weiter verfolgt und geriet allmählich in Vergessenheit. Fr. Marienburg hat 1845 die Urheimat der Siebenbürger Deutschen zum zweiten Male entdeckt, indem er das heute als „mittelfränkisch“ bekannte Sprachgebiet (zwischen Elberfeld, Krefeld, Aachen, Trier, Koblenz, Westerwald und Siebengebirge) als das Auswanderungsgebiet der Siebenbürger Sachsen bezeichnete. Risch hat dann nachgewiesen, daß zwischen der nordmittelfränkischen oder ripuarischen Mundart, deren Mittelpunkt Köln ist, und zwischen der südmittelfränkischen oder moselfränkischen Mundart andererseits ein bedeutender Unterschied bestehe. Im Laufe seiner Untersuchungen, die sich hauptsächlich auf die in Bistritz und Umgebung (dem nördlichen Siebenbürgen) gesprochene Rösner Mundart bezog, hat er festgestellt, daß diese Mundart in das moselfränkische Sprachgebiet gehöre und der

in Ehiernach an der deutsch-luxemburgischen Grenze gesprochenen Mundart am meisten ähnlich sei. Später wurde dann noch nachgewiesen, daß auch die siebenbürgischen Mundarten auf diese Gegend hinweisen, mit der Einschränkung, daß sie sich nur nördlich vom Auswanderungsgebiet der Rösner lokalisieren lassen. —

### Medizinisches.

en. Neue Leistungen in der Chirurgie. Die Chirurgie ist während der letzten Jahrzehnte in so erstaunlichem Tempo fortgeschritten, daß man fast meinen möchte, es müsse eine gewisse Verlangsamung der weiteren Entwicklung eintreten. Es hat aber nicht den Anschein, als ob das in absehbarer Zeit der Fall sein werde. Die neuen Leistungen der letzten Jahre sind nicht weniger außerordentliche gewesen als ihre Vorgänger. Man braucht dieserhalb nur auf zweierlei zu verweisen, einmal auf die Magenoperationen, die jetzt auch vor der Entfernung des ganzen Magens nicht mehr zurückscheuen und vielmehr erwiesen haben, daß dies bisher doch als ganz unentbehrlich betrachtete Organ nicht unbedingt notwendig zum Leben ist; zweitens auf die Chirurgie des Herzens, die es jetzt ermöglicht, das Leben auch bei Verwundungen dieses „Sitzes der Seele“ in vielen Fällen zu erhalten. Und noch gibt es immer Gebiete, in denen die Chirurgie neue Eroberungen von unabsehbarer Tragweite machen kann. Vielleicht das bedeutendste von ihnen würde das Nervensystem in weitestem Umfange sein, also einschließlich des Gehirns und des Rückenmarks. Einen günstigeren Erfolg der Nervenkrankheiten wie bei der Ischias durch einen operativen Eingriff zu erzielen, ist bisher nur in verschwindend wenigen Fällen gelungen. Dagegen sind schon zahlreiche Menschenleben durch eine zeitige Operation gerettet worden, wenn es sich darum handelte, ein verletztes Blutgefäß des Gehirns oder einen Nervenstamm von dem Druck eines gebrochenen oder eingedrückt Knorpels zu befreien. Auch zerrissene Nerven sind gelegentlich von der Hand des Chirurgen wieder hergestellt worden. Ein Nährmichnichtan ist bisher im wesentlichen das Rückenmark gewesen, aber es liegen schon Anzeichen dafür vor, daß auch mit Rücksicht auf dies Organ die Chirurgie noch einmal Triumphe zu feiern berufen sein wird. Die „Internationalen Annalen für Chirurgie“ teilen zwei Fälle mit, in denen Verletzungen der Wirbelsäule einschließlich des Rückenmarks auf chirurgischem Wege durch Naht geheilt worden sind. In dem zweiten von Dr. Fowler behandelten Fall war ein achtzehnjähriger junger Mann durch einen Revolverbeschuss in den Rücken getroffen worden. Das Geschöß war an einem Punkt etwa 3 Zentimeter rechts von der Mittellinie des Körpers in der Höhe zwischen dem zehnten und elften Rückenwirbel eingetreten. Der Verletzte litt sehr, und unmittelbar nach der Verwundung stellte sich eine Lähmung der unteren Gliedmaßen mit vollständigem Verlust der Empfindlichkeit bis zu einer Linie ein, die etwa in der Höhe des Nabels lag. Auch über die Schließmuskeln der Blase und des Darms war die Herrschaft verloren gegangen, und in beiden Weinen, und namentlich in den Zehen, stellten sich Muskelkrämpfe ein. Die Operation wurde beschlossen und ergab, daß das Rückenmark von dem Geschöß durchschlagen war. Die Kugel lag quer zwischen dem Riß. Nach ihrer Entfernung wurde das Rückenmark durch drei feine Röhre aus chromisierter Darmsaite verbunden; weiter blieb dem Chirurgen nicht viel zu tun übrig. Die Unempfindlichkeit in den unteren Gliedmaßen verminderte sich etwas, jedoch blieb die Lähmung fast in ganzem Umfang bestehen. Auch in dieser Beschränkung des Erfolgs bleibt die Operation sehr merkwürdig, daß sie überhaupt das Leben zu retten und sogar eine kleine Besserung der sofort aufgetretenen Erscheinungen herbeizuführen vermocht hat. Wenn dieser Fall in mancher Hinsicht auch noch besonders günstig gelegen haben mag, so ist es doch schon ein wesentlicher Fortschritt, wenn er den Chirurgen den Mut gibt, sich überhaupt an Operationen des Rückenmarks heranzuwagen. Ein französischer Arzt, Dr. Botherat, hat in der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaft noch glücklichere Erfolge einer Nervenoperation vorgestellt, die sich freilich nicht auf das Rückenmark, sondern auf die Nerven des Arms bezogen hatte, deren Verletzung von einer Lähmung des ganzen Unterarms begleitet gewesen war. Der Speichennerv war vollständig durchschnitten und von Knochenmassen gepreßt gewesen. Nach Befreiung der Enden wurden sie zusammengehäht, und schon nach 24 Stunden kehrte die Empfindlichkeit in die Hand zurück, und bald war auch die Lähmung in den anderen Teilen des Arms geschwunden. —

### Humoristisches.

— Wie „angehandelt“ wird. Er: „Dös isch aber e schön Schürzle, wo Du anhoscht!“  
 Sie: „Jo, dös isch e schön Schürzle.“  
 Er: „Die Streife galle mir so gut.“  
 Sie: „Jo, die Streife sin schön.“  
 Er: (einen Haken, der in die Mauer eingeschlagen ist, fassend): „Glaubst, ich reiß den Klobe raus?“  
 Sie: „Jo, dös glaub ich.“  
 Er: „Glaubst, ich lupf Dich?“ (lamm Dich in die Höhe heben.)  
 Sie: „Jo, dös kann sein.“  
 Er: „Wölle mir am Sonntag mitenander gehn?“  
 Sie: „Jo, mir isch es recht.“ —